

Die jüdische Geschichte in Schleswig-Holstein ist wesentlich eine Geschichte der Toleranzstädte Altona, Glückstadt, Rendsburg und Friedrichstadt, möglich gemacht durch die dänische Krone und die Gottorfer Herrschaft. Dem Vorbild seines Onkels – Christian IV. König von Dänemark und Herzog von Schleswig und Holstein – folgend, der 1617 Glückstadt gegründet hatte, schuf Herzog Friedrich III. von Schleswig-Gottorf 1621 Friedrichstadt. Auch er hatte im Sinn, ein Handelszentrum aufzubauen, um die strukturschwache Region zu beleben. Wie sein Vorgänger warb er um religiöse Minderheiten, so auch um Niederländer, die zu dieser Zeit in Europa führend im Wasserbau und im Handel waren. In dieser Zeit hatten die Herrscher den Zusammenhang zwischen Wohlstand und Privilegien für Glaubensflüchtlinge erkannt. In einem typischen Beispiel des Zusammentreffens von *Push-* und *Pull-*Faktoren wurde Migration erzeugt: Minderheiten wurden angeworben, die ihrerseits nach einer sicheren neuen Heimat suchten.

Namentlich die in den Niederlanden seit 1619 verfolgten Remonstranten siedelten sich an und bilden bis heute mit über 150 Mitgliedern die einzige Gemeinde außerhalb der Niederlande. Außer ihnen kamen im Laufe der Zeit Mennoniten und andere Minderheiten; die Katholiken gründeten hier ihre erste Gemeinde in den Herzogtümern seit der Reformation. Der niederländische Kulturtransfer ist heute noch an den Grachten und den Backsteinbauten abzulesen. Friedrich III. hätte gern auch die bürgerlich geprägten und mehrheitlich wohlhabenden sephardischen Juden mit ihren globalisierten Handelsbeziehungen in der neuen Stadt gesehen, aber dies verhinderte Spanien erfolgreich. Erst seit 1675 siedelten sich die ersten Juden an, die aus Hamburg und dem Osten Preußens kommend ihr Glück in der Provinzstadt suchten. Sie wurden mit zeitweise einem Fünftel an der Bevölkerung sogar die zweitgrößte soziale Gruppe in Friedrichstadt. Seit 1734 hatten sie eine Synagoge und eine Mikwe, eine Armenkasse und Beerdigungsgesellschaften und stellten seitdem jüdische Religionslehrer und einen Schächter an. 1838 wurde die erste jüdische Schule in den Herzogtümern gegründet.

Dorothea Parak untersucht in ihrer nun bei Wachholtz erschienenen Dissertation das Leben der Friedrichstädter Juden im 19. Jahrhundert. Sie hat damit dieses Beispiel gewählt, um im Konkreten aufzuweisen, wie in einem – in Hinsicht auf Zeit, Sozialstruktur und geografischen Raum – sehr speziellen Fall jüdisches Leben ausgedeutet hat. Bisherige Untersuchungen zur jüdischen Geschichte in Deutschland konzentrierten sich zu Beginn des geschichtswissenschaftlichen Interesses meist auf die NS-Zeit, dann auf bestimmte Großstadtzentren und erst später auf das Landjudentum (kaum aber auf kleinbürgerliches Leben). Außerdem war der norddeutsche Raum eher ausgespart. Die Untersuchung von Parak ist diesbezüglich auf diesen drei

Untersuchungsebenen eine Seltenheit: Zum Ersten behandelt die Autorin jüdisches Leben im 19. Jahrhundert, während die meisten anderen historiografischen Abhandlungen zum Judentum dieses geografischen Raums um die NS-Zeit kreisen. Zweitens fokussiert sie das Leben von Juden in einer *Kleinstadt* und nicht das einer Metropole oder wie in den vielen Untersuchungen des süddeutschen Raums das des Landjudentums. Leben in Friedrichstadt war viel bürgerlicher als im umliegenden Land, aber mit dem urbanen Leben in Berlin, Breslau oder Altona nicht auch nur ansatzweise zu vergleichen. Die wissenschaftlichen Parameter, die in den Jahren vor allem seit Ende der achtziger Jahre entwickelt wurden, treffen daher nur sehr ungenau die Situation einer Kleinstadt. Drittens erfüllt sie ein wissenschaftliches Desiderat, wenn sie jüdische Geschichte in den Herzogtümern *Schleswig und Holstein* untersucht, da dieser Raum in der historiografischen Wissenschaftslandschaft in Bezug auf die jüdische Geschichte noch immer ein peripheres Gebiet darstellt. Die Differenzierung innerhalb dieser Untersuchung zeigt sich daran, dass sie nicht bei der Reflexion auf das Leben der jüdischen Bevölkerungsgruppe Halt macht. Sie verflüchtigt zwecks tieferer Erkenntnis größerer historischer Zusammenhänge geschichtliche konkrete Gesellschaftssituation sich überlagernder sozialer Gruppierungen. Diese Erkenntnisse belegen den Transformationsprozess einer kleinstädtischen Gesellschaft in der Umbruchphase des 19. Jahrhunderts insgesamt, die korreliert werden kann mit der Umbruchsituation für die Juden im Speziellen. An dieser Stelle sollen zwei solcher Themenausschnitte des Buches kurz herausgegriffen werden: das Leben der (jüdischen) Frauen und die gesellschaftliche Verflechtung der Juden im Vereinsleben von Friedrichstadt.

Parak belässt es in ihrer Analyse der Erwerbsstruktur in Friedrichstadt im 19. Jahrhundert nicht bei der Differenzierung nach Religionszugehörigkeit, um herauszufinden, wie weit die Integration einer Minderheit stattgefunden hat. Sie fragt gleichfalls nach der Teilhabe von *Frauen* am Erwerbsleben. Generell hatten die jüdischen Frauen einen geringeren Anteil an der Arbeitswelt als christliche. Aber die fortschreitende Industrialisierung und die wirtschaftliche Entwicklung führten auch Jüdinnen immer mehr in die Arbeit, wobei sie meist im Handelsbereich anzutreffen waren, zunehmend auch in der Funktion als Handarbeitslehrerinnen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden immer mehr erwerbstätige Jüdinnen registriert, die zuvor schon berufstätig gewesen waren, aber nun nicht mehr versteckt in den Betrieben ihrer eigenen Familien, zum Beispiel als Kräfte im Kontor. Es bildeten sich im letzten Drittel des Jahrhunderts Berufssparten wie Sekretärinnen und Stenotypistinnen heraus, die es vorher auch bereits gegeben hatte, aber nun bezahlt und in den Dokumenten registriert. Bis zu Beginn des neuen Jahrhunderts kam es vermehrt zu sozialen Aufstiegsmöglichkeiten.

Jüdinnen waren eine (freilich nicht quantitative) Minderheit in der Minderheit. Wie aber alle diskriminierten Gruppen hatten auch sie wie christliche Frauen vor allem seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Aufstiegsmöglichkeiten, die auch genutzt

wurden. Daher ist es wichtig, dass Parak die Überlagerungen sozialer Veränderung im Erwerbsleben von Juden gegenüber Christen einerseits und die von Männern gegenüber Frauen idealtypisch auseinander hält und zunächst für sich analysiert.

*Vereine:* Juden konnten erst seit der Gründung des Kaiserreichs 1871 Mitglieder der Schützengilde werden. Die Gilde ist ein aussagekräftiges Beispiel einer sozialen Gruppe, da in ihr lange eine restriktive Aufnahmepraxis herrschte und die die Ansichten der Mehrheitsbevölkerung gegenüber einer Minderheit besonders gut reflektiert. Dass die Gilde sich im Laufe des 19. Jahrhunderts stark wandelte und eben deswegen, weil es die Gesellschaft insgesamt getan hatte, zeigt sich daran, dass in den dreißiger Jahren noch kein einziger Jude aufgenommen wurde, die Aufnahmepraxis sich aber im Laufe der Jahrzehnte bis zur völligen Gleichstellung liberalisierte.

Die Vereinigungen waren ab der Mitte des 19. Jahrhunderts mehrheitlich nicht mehr zur gegenseitigen materiellen Absicherung, sondern zur gesellig-ideellen Zusammenkunft, Bildung und Förderung gedacht. Die zunehmende Präsenz von Juden in solchen Gruppen zeigt die Transformation der Gilden zu Vereinen und die Welle von Vereinsgründungen selbst zum Zwecke der bürgerlichen Geselligkeit an. Die zunehmende Individualisierung der Gesellschaft, der immer wichtiger werdende Freiheitsgedanke und das aufklärerische Ideal des bürgerlichen Aufstiegs durch Bildung förderten vielleicht am stärksten die Integration der jüdischen Minderheit. Juden wurden in Friedrichstadt erst ab 1862 Mitglieder in Vereinen – also in der Zeit, in der diese in nennenswerter Zahl entstanden (Frauen wurde übrigens die Mitgliedschaft in diesen Vereinen bis ins Kaiserreich verweigert). Dort waren sie aber je nach gesellschaftlicher Stellung proportional zu den christlichen Bürgern vertreten. Die Integration funktionierte offenbar so gut, dass keine eigenen jüdischen Vereine gegründet wurden. Parak weist darauf hin, dass die kleinstädtische Situation dazu geführt hat, dass sich keine vereinsmäßige jüdische Subkultur entwickelte. Anders als in Großstädten, in denen sich viel früher Vereine gebildet hatten und aus denen Juden systematisch ausgeschlossen worden waren, hatte sich die Gesellschaft seit der Mitte des Jahrhunderts bereits stark liberalisiert. Somit sind die Erkenntnisse dieser Untersuchung jüdischen Lebens in Friedrichstadt wichtig, da die bisher vorgelegten Analysen urbaner Sozialräume im 19. Jahrhundert nicht auf die Kleinstadt übertragbar sind.

Ist Paraks Untersuchung damit zu speziell ausgerichtet, um allgemeingültige Schlüsse ziehen zu können? Die Untersuchung erbringt Erkenntnisse, die Gültigkeit auch für Kleinstädte anderer Regionen haben werden. Das 19. Jahrhundert ist von entscheidender Bedeutung, was die Kulturumbrüche angeht, die gerade den Minderheiten in Deutschland Chancen und Risiken zugleich boten. Die Studie über die Friedrichstädter Juden offenbart wie unter einem Brennglas die vielfältigen persönlichen, beruflichen und vereinsmäßigen Verflechtungen zwischen Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft, wie sie typisch für eine Kleinstadt sind.

Dabei wird nichts komplett Neues erzählt. Aber nach den zahlreichen sehr allgemein gehaltenen soziologisch-historischen Untersuchungen über die Lage der Juden in der Zeit des Umbruchs weist die Sicht auf das Einzelgeschehen und die individuelle Lebenssituation eines Juden doch an vielen Einzelbeispielen nach, worin diese Anpassung, Assimilierung und Anerkennung denn eigentlich bestand. Die Juden hatten ihre Rolle trotz aller Widrigkeiten längst gefunden, ja man kann von Integration vor dem Antisemitismus sprechen. Dass es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland erhebliche Säkularisierungstendenzen gab, ist hinlänglich bekannt. Was dieser Vorgang aber bedeutet, kann man beispielsweise erst erkennen, wenn man weiß, dass zuerst unter Missbilligung der Gemeinde samstags Geschäfte jüdischer Familien geöffnet wurden und dieses später, um die Jahrhundertwende, schon von keinem Gemeindeglied mehr moniert wurde.

Der Vorzug dieser Studie ist es, dass Mikro- und Makroebene beachtet werden. So ist es entscheidend für den Erkenntnisgewinn, dass neben der Geschichte der Rechtsakte gegenüber Juden das gelebte Verhältnis von Mehr- und Minderheitsgesellschaft betrachtet wird. Auch wenn 1824 die Handwerksfreiheit kam, 1854 die bürgerliche Gleichstellung und 1869 die Gleichstellung der Konfessionen – erst die konkrete Analyse der nachweisbaren Sozialkontakte zeigt, dass bereits vor diesen Gesetzgebungen das Leben dem Verwaltungsakt oftmals vorgegriffen hat. Außerdem offenbart erst das nachbarschaftliche Verhältnis in Friedrichstadt, dass man Untersuchungen anderer Sozialräume (vor allem der Großstädte und des ländlichen Raums) nicht einfach übertragen kann: In Friedrichstadt hat es nie ein Ghetto gegeben, Friedrichstadt kannte auch schon Anfang des 19. Jahrhunderts immer wieder den gemeinsamen Unterricht von Juden und Christen, und Friedrichstadt förderte durch seine kleinstädtische Struktur das nachbarschaftliche Miteinander, das zu einem anderen Lebensalltag geführt hat als anderswo.

„Ziel der Untersuchung ist es“, formuliert die Autorin, „das jüdische kleinstädtische Leben im 19. Jahrhundert in einer christlichen Umwelt darzustellen.“ Dieser Zweck wird vollauf erfüllt. Aber es wird nicht nur das Wesen der kulturellen Identität einer religiösen Minderheit in der Umbruchzeit glänzend analysiert, sondern gleichfalls der Charakter des Kleinstadtlebens der norddeutschen Provinz im 19. Jahrhundert generell näher gebracht. Die Umbrüche rechtlicher und alltagsaktueller Art für Juden im 19. Jahrhundert sind offensichtlich. Sie spiegeln aber gleichzeitig die Umbruchzeit für die ganze Gesellschaft wider.